

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1902)
Heft: 1

Artikel: Trichinopoly und Tanjore
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So werden ja unsere Höhenkurorte mit Vorliebe von überarbeiteten Kopfarbeitern aufgesucht — in anderen Fällen von Nervosität und Hysterie übt das Gebirge gerade eine gegenteilige, schlechte Wirkung aus, wie auch auf *starke* Grade von *Bleichsucht*, *Blutarmut* u. s. w., *Gicht*, *Gelenkrheumatismus*.

Die *Fettleibigkeit* wird — vorausgesetzt, dass das Herz gesund ist — mit Erfolg in der Höhe behandelt; auch hier wirkt methodisches Bergsteigen mit ein, und besonders schöne Resultate sehen wir bei den Folgezuständen von *Malaria* und bei Fällen von *Basedow'scher Krankheit*. (Vergleiche die Abhandlung von Prof. Eichhorst über Höhentherapie, „Aerztliche Erfahrungen“, im *Handbuch* für physiologische Therapie. Goldscheider & Jacob.)

Bei allen Erkrankungen sind, wie ich schon betont habe, *individuelle* Eigenschaften zu berücksichtigen, wie denn ja überhaupt die grösste und schönste Kunst des Arztes das *Individualisieren* ist, was ihm auch immer und immer wieder neue Gesichtspunkte eröffnet und ihm seinen Beruf zu einem so hohen, interessanten und schönen gestaltet.

Ich bin zu Ende — es wird mir eine Genugthuung sein, wenn ich annehmen darf, Sie in kurzer Wanderung mit dem Hochgebirge in *medizinischer* Beziehung etwas bekannter gemacht zu haben. — Ziehen Sie nun selbst hinauf in die herrliche Bergwelt!

Gesunde oder Kranke, wir dürfen nach oben blicken und mit Bezug auf das Hochgebirgsklima und seine Einwirkung auf den gesunden und kranken Menschen mit der Bibel reden:

„*Hebe Deine Augen auf zu den Bergen,*
von welchen Dir Hilfe kommt!“

Trichinopoly und Tanjore.

Reiseerinnerungen von C. Stolz.

Im Frühjahr 1872 reiste ich mit einem Freunde von der Malabarküste nach Madras. Von Erode aus machten wir einen Abstecher ins Tamilland. Die Fahrt durch die in der trockenen Zeit öde aussehende Gegend war nichts weniger als anziehend, abgesehen von der Hitze und dem Staub, die das Reisen in Indien unangenehm

machen. Am Bahnhof in Trichinopoly wurden wir von einem befreundeten englischen Offizier, dem ich unsere Ankunft telegraphisch gemeldet hatte, in grosser Uniform in Empfang genommen und verlebten einige schöne Tage in seinem Hause.

Trichinopoly (Tirutschinnāpalli), von den Engländern kurzweg Trichy (Tritschy) genannt, liegt am südlichen Hauptarm des Kawēri, eines der heiligen Flüsse Indiens, der im Coorglande entspringt und bei Sidambaram in den bengalischen Meerbusen mündet. Die Stadt mit ihren 100,000 Einwohnern ist nicht unbedeutend, weil Strassen und Eisenbahnen von Nord und Süd, Ost und West in ihr zusammenlaufen; doch hat sie nicht mehr die politische Bedeutung, wie am Ende des 18. Jahrhunderts, wo sie das vielumworbene Streitobjekt zwischen Engländern und Franzosen war. Sie hat oft ihre Herren gewechselt, ehe sie an England fiel, und stand auch einmal unter einem mohammedanischen Nabob, dessen Palast jetzt einen englischen Gerichtshof beherbergt. Das frühere Fort, die jetzige black town, ist nicht sehr einladend, unregelmässig gebaut, schmutzig und mit winkligen Gassen. Mitten hindurch führt die Haupt- oder Bazarstrasse, in welcher eine Moschee mit vergoldeten Kuppeln steht, direkt auf den Felsen zu. Dieser kahle Granitfels dominiert die ganze Stadt und ist schon von weitem sichtbar. Er erhebt sich zu 333' Meereshöhe und 273' absoluter Höhe. Durch mächtige, aus Granitquadern erbaute Treppenhallen steigt man auf 400, durch das beständige Auf- und Niedersteigen ganz glatt gewordenen Stufen bis zu 180' Höhe empor. Die Wände sind durch die fortwährende Berührung mit den öligen Händen der Eingebornen wie schwarz poliert. An einer Stelle des Aufstiegs zweigt sich rechts und links eine den Felsen umziehende, von Brahmanen bewohnte Strasse ab. Bettelnde Elefanten und zahlreiche freche Affen mischen sich in die auf- und abwogende Menschenmasse. Auf beiden Seiten der Treppenhalle sieht man in den Stein gehauene Nischen mit scheusslichen Bildern Gānēschas, vor welchen die Verehrer auf den Knien oder dem Bauche heranrutschen. Weiter oben folgen zwei auf Säulen ruhende Pilgerhallen. Am Ende der grossen Treppe befindet sich der Eingang zum grossen Haupttempel Schivas, der wie aus dem Felsen herausgewachsen und für die Ewigkeit gebaut scheint. Das gewaltige Bauwerk ist von einer Unzahl von Fledermäusen bewohnt und verpestet, so dass schon der Gestank und die hässliche Götzenmusik genügt hätte, den Eintritt zu verleiden, wenn nicht die thorhütenden Brahmanen es noch nachdrücklich gethan hätten. Der obere Rand der

Einfassungsmauer ist mit steinernen Figuren, besonders des Schiva-Stieres, in regelmässigen Abständen besetzt.

Auf der breiten Hauptmasse des Felsens erhebt sich im Osten noch ein 90—100' hoher Kegel, den ein Ganēscha-Tempel krönt. Der sehr steile Aufstieg auf den kleinen, glatten, in den Felsen gehauenen Stufen ist ziemlich halbsbrecherisch und nur schwindelfreien Personen anzuraten. Schon öfter sind hier Unglücksfälle vorgekommen. Im Jahre 1849 sind während eines Götzenfestes über 200 Pilger, unter denen infolge Rutschens und Nachdrängens eine Panik ausbrach, abgestürzt und am Fuss des Felsens als unförmliche Masse aufgehoben worden. Von der Gallerie des Ganēscha-Tempels hatten wir eine wundervolle Aussicht auf die weit ausgedehnte Stadt, die Umgebung, den Kawērifluss und seine im Schmuck einer üppigen Vegetation prangenden Ufer. Der Abstieg war noch heikler als der Aufstieg, und wir waren dankbar, mit heilen Gliedern wieder auf der Haupttreppe angekommen zu sein.

Eine eigentümliche Institution Trichys ist die Kaller- oder Diebskaste. Ursprünglich Kriegsleute der eingebornen Fürsten, wurden sie nach Aufhören der Selbstherrlichkeit derselben Strauchritter und treiben auch jetzt noch das Diebshandwerk in raffinierter Weise, wobei als oberster Grundsatz gilt: Du sollst dich nicht erwischen lassen. Wer in Trichy seines Eigentums sicher sein will, muss einen Kaller als Wächter anstellen mit der Bestimmung, dass er für jeden gestohlenen Gegenstand Entschädigung leisten oder ihn wieder herschaffen muss. Thut er es nicht, so hilft ein Appell an das Haupt der Kaste, der dem Bestohlenen zu seinem Rechte verhilft, während der, der die Polizei in Anspruch nimmt, bei dem festen Zusammenhalten der Kaste sicher sein kann, von seinem Eigentum nichts mehr zu sehen. Selbst Europäer müssen sich eines solchen Wächters bedienen, da es schon vorgekommen ist, dass, wer sich auf seine Waffen oder seine Dienerschaft verliess, im Schlafe gefesselt wurde und zusehen musste, wie die Gauner sein Haus plünderten. Oft handelt es sich den Leuten nur um das Spürgeld, das nach dem Wert der abhanden gekommenen Gegenstände bemessen wird. Natürlich wissen sie das Gestohlene zu finden, und ein guter Fang wird mit einem solennen Schmause gefeiert. Neuerdings fangen die Schudrakasten an, die Kaller zu boykottieren, um sie zur Auswanderung in ihre ursprüngliche Heimat, das südliche Madura, zu zwingen. In Dindigal ist das bereits gelungen. Diese Bestrebung wird von

der Polizei gern gesehen, die dem Treiben der Diebsbande machtlos gegenüberstand.

Am westlichen Fusse des Felsens ist ein grosser Teich, an welchem mir ein Haus gezeigt wurde, das s. Z. den Harem des späteren General-Gouverneurs Lord Clive beherbergte — eine glücklicherweise antiquierte Erinnerung an die erste Zeit der ostindischen Compagnie, in welcher nach dem Sprichwort die Engländer ihr Christentum am Cap der guten Hoffnung zurückliessen.

Trichy ist bekannt durch seine oft sehr hübschen Malereien auf Elfenbein und Marienglas und seine Cigarrenfabrikation. Ich besuchte einen der grossen Fabrikanten im Bazar, der einen Vorrat von Tabak im Wert von ca. Fr. 50,000 aufgestapelt hatte. Zwischen den Blätterhaufen waren schmale Gänge, in welchen die Cigarrenmacher auf dem Boden hockten. Ein Brett mit zwei Nägeln zur Bestimmung der Länge der Cigarren, ein Messer und ein Schälchen mit Gummi war ihre ganze Arbeitsausrüstung. Sie zogen nun rechts und links Blätter aus dem Haufen heraus, rollten und schnitten sie, ohne irgend eine Sortierung, so dass mir begreiflich wurde, warum man niemals eine gleichartige Sorte bekommen konnte. Dieses bische Denkarbeit war den Leuten schon zu viel, abgesehen davon, dass sie wahrscheinlich öfter hätten aufstehen müssen, als ihrer Bequemlichkeit gepasst hätte. Diese Cigarrenmanufaktur ist ein interessantes Beispiel von der Stabilität der indischen Verhältnisse. Der Tabak wird etwa 80 englische Meilen westlich von Trichy in Dindigal gebaut, wurde aber fast 100 Jahre nur in Trichy verarbeitet, bis sich im Produktionsgebiet selbst eine europäische Fabrik etablierte. Dieser „māmul“ (Brauch) ist dem Hindu so ziemlich, was dem Mohammedaner das Kismet.

Von der Bratpfanne Indiens aus, wie Trichy öfter genannt wird, machten wir einen Ausflug nach der Tempelstadt Schrīrangam. Sie liegt auf einer langgestreckten, vom Kawēri umflossenen Insel von grosser landschaftlicher Schönheit. Der Weg dahin führt über die mehr als 600 Meter lange Kawēribrücke mit ca. 46 steinernen Bogenöffnungen. Da es auf der Insel an Gelegenheit zur Bewässerung nicht gefehlt hat, gleicht sie einem grossen Park und bot mit ihren Palmen-, Tamarinden- und Mangowäldern und dazwischenliegenden saftigen Reisfeldern einen prächtigen Anblick nach der Dürre der vorher durchfahrenen Strecken. Die Strasse lässt erkennen, dass wir uns nicht in einer gewöhnlichen Umgebung befinden. Rechts steht ein grosser Schiva-Tempel mit Säulenhalle, an der Strasse sind Pfeiler-

hallen zur Unterkunft für Pilger oder auf zwei aufrechten Steinpfeilern ruhende, fast mannshohe Steinbänke zum Absetzen der auf dem Kopfe getragenen Lasten angebracht, später kommen Buden mit Lebensmitteln, Opferspenden und Erinnerungen an den heiligen Ort. Der grosse Wischnu-Tempel Schriranga (von ranga = der Farbige, ein Name Wischnus) ist eigentlich eine kleine Stadt mit ca. 9000 Einwohnern, die vom Tempel, d. h. von den Hunderttausenden denselben besuchenden Wallfahrern leben. Er besteht aus sieben ineinandergeschachtelten Mauer-Vierecken, von denen das äusserste, mit einer ca. 20' hohen und 6' dicken Mauer aus Granitquadern einen Umfang von etwas über 3 Kilometer hat. Der ursprüngliche Plan war, dass jede Mauer der 7 Quadrate in der Mitte einen Thorturm (Göpura) haben sollte, es sind aber statt 28 nur 21, zum Teil von riesigen Dimensionen, vorhanden, die andern sind nicht ausgebaut. An einer solchen unfertigen Stelle, die ich erstieg, lagen die Granitquader herum, als ob die Maurer erst gestern noch an der Arbeit gewesen wären, und doch ist es jedenfalls lange her. Von dieser Mauer aus gewährt die Tempelstadt mit ihren alles überragenden, skulpturenreichen, zum Teil bemalten Thortürmen einen ganz eigentümlichen Anblick. Schön kann man ihn nicht heissen, denn dazu ist er zu unruhig und unsymmetrisch, aber in hohem Grade interessant.

Betritt man die Tempelstadt, so bekommt man sofort den Eindruck, dass man sich in einer Domäne der Erdengötter befindet. Während die älteren, fetten und satten Brahmanen mit souveräner Geringschätzung auf alle herabschauen, die nicht die heilige Schnur der Zweimalgebornen tragen, fixieren die jüngeren Bengel den Fremden mit frecher Miene und zeigen nicht übel Lust, ihn wegen des kleinsten Vergehens, wie Betreten eines verbotenen Ortes, hinauszurwerfen. Schon das Stillestehen vor einer in einer offenen Halle gehaltenen Schule wurde uns von diesen Gentlemen höchlich übel genommen.

An Lärm fehlt es nirgends, wo eine grössere Zahl Tamulen beisammen ist, besonders wo auf so engem Raum so viel fahrendes Volk aus- und eingeht. Die vielen Höfe mit Hallen, Kapellen und andern Tempelgebäuden, Priesterwohnungen, Bazaren, sowie solche mit Palmen bieten eine grosse Abwechslung. Natürlich fehlt auch hier nicht das freche Affenvieh, das sich auf den flachen Dächern herumtreibt und herunterkommt, um irgend einen Leckerbissen zu stehlen, ebenso wenig die Leute, die aus dem Fremden etwas heraus schlagen wollen und die gewaltigen Tempelelefanten, die ihn so

lange antrompeten, bis er sich zu einer Gabe erweichen lässt. Um ihre Gewandtheit zu erproben, warf ich einem der Kolosse ein Zweianastück hin (in der Grösse eines silbernen Zwanzig-Pfennigstückes), das er geschickt mit dem Rüssel aufhob und dem auf dem Nacken sitzenden Führer hinaufreichte.

Da die innersten drei Höfe mit den Heiligtümern dem Europäer unzugänglich sind, gelangten wir nur bis zum vierten, wo das Sāvīrastambhamantapam, d. h. die 1000 Säulenhalle sich befindet. Es ist ein enormer Raum, dessen flaches Dach von nominell 1000 Monolithen getragen wird, die ziemlich roh aussehen. Hier werden an Götzenfesten die Pilger abgefüttert, für die der Reis in riesigen Kesseln gesotten wird. Natürlich bringen sie mehr, als sie bekommen, so dass der Tempel bei dieser scheinbaren Generosität ein gutes Geschäft macht.

Es wurde uns die seltene Gelegenheit zu Teil, den Tempelschatz zu sehen, der in einer Versenkung des Mantapam aufbewahrt wird. Schlüssel dazu haben der Tempelvorsteher und der Kollektor von Trichinopoly, so dass nur mit Wissen Beider die Schatzkammer geöffnet werden kann. Da nun gerade ein englischer Lord auf Reisen war und die Rarität sehen wollte, kam der Kollektor mit ihm heraus. Wir fanden den Tisch schon gedeckt mit einer schweren Masse Gold. Ein massiv goldenes Wassergefäss mit Sanskrit-Inschrift war so schwer, dass ich es nur mühsam mit ausgestrecktem Arm aufheben konnte. Da war eine goldene Maske für den Götzen zum Schutz gegen Moskitos, die über und über mit Rubinen besetzt war, sowie andere Gegenstände für den Gebrauch der Gottheit, deren Zweck mir nicht erinnerlich ist, ebenfalls reich mit Juwelen besetzt. Der Wert des Schatzes wird nach meiner Schätzung zwischen 2 und 3 Millionen Franken sein.

Ein Kenner Südindiens schreibt: „Es ist ein einfaches Ding der Unmöglichkeit, nach einmaligem Durchwandern der riesenhaften Tempelanlage eine eingehende Beschreibung zu geben. Da müsste man ein ganzes Jahr lang jeden Tag einige Stunden auf die Besichtigung der einzelnen Teile derselben verwenden. Kunstvolle und plumpe Skulpturen, uralte, zum Teil sehr obscöne Wandgemälde, schauerliche Götzenfratzen in allen Grössen, Stellungen und Gruppierungen, grosse und kleine Säulenhallen, Kapellen und säulenge-tragene Türmchen, allerlei weltlichen Zwecken dienende Gebäude wechseln in buntem Durcheinander in den Tempelhöfen ab, so dass

man ganz wirre im Kopfe wird, ähnlich wie wenn man stundenlang in einem grossen Museum herumgewandert ist.“

Den Eindruck bekommt man jedenfalls, dass das Heidentum sich seinen Götzendienst etwas kosten lässt. Unter den für die Pilger ausgestellten Erinnerungen an den heiligen Ort fielen mir immer wieder die Bilder Wischnu's auf, die an Kunstwert etwa auf der Höhe der Neuruppiner Bilderbogen standen und den auf einer aufgerollten Schlange (ananta) ruhenden Gott mit schwarzem Gesicht (er soll sich einmal verbrannt haben) darstellten.

Von dem schon genannten Schiva-Tempel sei noch zur Charakteristik des Heidentums das Institut der Tempeldirnen erwähnt. Diese déva-dāsi (Sklavinnen Gottes) werden dem Tempel oft in früher Jugend übergeben und sollen früher, als dem Gotte angetraut, Muster von Reinheit und Frömmigkeit gewesen sein. Jetzt bezieht der Tempel aus der Preisgabe derselben für unsittliche Zwecke grosse Summen, und nebenbei machen diese Leute noch Privatgeschäfte, die ihnen gestatten, sich reichen Schmuck anzuschaffen.

Ein anderer Ausflug galt der alten Königsstadt *Tanjore* (Tandschāvūru), die vieles Interessante bietet. Auf dem Wege zum gastlichen lutherischen Missionshause besuchten wir den christlichen Tamil-Sänger Vēdanāyakan Schāstri, dessen Lieder und Melodien einen wahren Siegeslauf durch die christlichen Gemeinden Süd-Indiens genommen haben. Sie sind so urwüchsig indisch, dass sie für ein europäisches Ohr nicht gerade das Ideal von Musik sind. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo meine Lehrlinge in der Druckerei abends so leidenschaftlich darauf lossangen und mit den Fäusten den Takt auf die Setzbretter schlugen, dass ich hie und da nachts 10 Uhr Ruhe gebieten musste.

Unter den Sehenswürdigkeiten Tanjores interessierte uns in erster Linie die von Missionar Schwarz im 17. Jahrhundert erbaute Kirche, die wegen Baufälligkeit nur noch einmal jährlich benutzt wird. Das Innere ist ohne Säulen mit einer gewölbten Decke. An einer der Seitenwände ist das vom Tanjore-Fürsten Serfodschi errichtete Marmor-Denkmal angebracht, das für den s. Z. in ganz Süd-Indien hochgeachteten „Königs-Priester von Tanjore“, wie für den Fürsten gleich ehrend ist. Es ist eine fein gearbeitete, rührende Gruppe, die den sterbenden Missionar darstellt. Am Kopfende des Bettes steht sein Kollege Kohlhoff in Amtstracht, zur Seite der abschiednehmende Fürst, am Fussende zwei seiner Würdenträger und

einige Christenknaben. Eine vom Radscha selbst verfasste englische Inschrift im Sockel heisst (in der Uebersetzung nach „Gehring, Süd-Indien“):

Fest warst du, weise, demütig,
Redlich, rein, unverstellt gütig,
Vater der Waisen, der Witwen Stütze,
Tröster in jeglicher Trübsalshitze,
Denen in Finsternis helfend zur Klarheit,
Wandelnd und weisend die Wege der Wahrheit,
Segen den Völkern, den Fürsten und mir.
Dass ich, mein Vater, nachwandelte dir,
Wünschet und bittet dein Serfodschi hier.

Welches Vertrauen Schwarz genoss, geht daraus hervor, dass die ostindische Kompagnie ihn in kritischer Zeit als einzig möglichen Unterhändler in die Feste Bungalore zu Heider-Ali, den „Tiger von Meisur“, geschickt hat.

Im königlichen Palast sahen wir die Bibliothek mit 18,000 Sanskrit-Manuskripten, meist auf Palmblätter geschrieben und teilweise von unschätzbarem litterarischem Werte. Leider trafen wir erst nach dem Besuch derselben den Orientalisten Dr. Burnell, mit dem ich korrespondiert hatte, und der eben im Auftrag der Madras-Regierung mit der Katalogisierung der litterarischen Schätze beschäftigt war.

Die Audienzhalle mit schönen, geschnitzten Holzsäulen und sonstigem Zierrat erinnerte an die vergangene Herrlichkeit der Mahatta-Dynastie, die von England beerbt wurde. Der männliche Stamm ist erloschen und die Prinzessinnen führen ein trauriges, nur durch Intriguen und Klatsch ausgefülltes Leben hinter den alten Palastmauern, durch deren enge Fensteröffnungen allein sie die Welt sehen können, ohne von ihr gesehen zu werden. Natürlich fehlen im Palasthofe auch die grossen Elefanten nicht, sowie rot gekleidete Musikanten und Leibgardisten, die aber alles eher als kriegerisch aussehen.

Wie der grosse Fels das Wahrzeichen Trichinopoly's, so ist die gewaltige, weithin sichtbare Schiva-Pagode dasjenige von Tanjore. Es ist eine der grössten Südindiens und ein hochinteressantes Bauwerk, das nach den verschiedenen Inschriften ums Jahr 1000 von dem Tschöla-Fürsten Kō-Rādscha-Késari-warma erstellt worden ist. Durch zwei gewaltige Bogengänge, über welchen sich zierliche, mit Skulpturen reich versehene Thortürme erheben, gelangt man in den inneren, von hohen Mauern umgebenen Tempelhof, in dessen Mitte sich auf zwei gleichen Stockwerken die gewaltige, 200' hohe Tempel-

pyramide mit reicher Skulptur erhebt.*) Wie der kolossale Schlussstein von einigen 1000 Centnern Gewicht da hinaufgeschafft wurde, ist eine Frage, die jeder Beschauer des Gebäudes sich stellt. Die Tradition ist sehr glaublich und gibt die einzige Lösung der Frage, dass eine lange, schiefe Ebene bis zur Höhe des Turmes aufgeschüttet und auf dieser der Stein hinaufgeschafft worden sei. Was das aber heissen will, wenn diese Masse Erde nicht etwa durch Schiebkarren oder Rollwagen bewegt, sondern in Körben auf dem Kopfe getragen werden muss, lässt sich ungefähr denken. Dass eine solche Arbeit nur durch Frohndienst ausgeführt werden konnte und dass daran viele Tausende sich beteiligen mussten, ist selbstverständlich. Die damaligen Fürsten konnten sich das leisten.

Das Betreten des Tempels ist selbst dem Gouverneur von Madras untersagt, und so war uns auch nicht vergönnt, den hässlichen Götzen zu sehen. Vor dem Tempel liegt unter einem von Granitsäulen getragenen Steindach der Schiva-Stier Nandi, ein wahres Ungeheuer von 16' Länge und 12' Höhe aus *einem* gneisartigen Stein sauber gearbeitet. Da in der ganzen Gegend dieser Stein nicht vorkommt, muss er weither geschleppt worden sein, und abermals fragt man sich, wie das bei den damaligen Kommunikationsmitteln zustande gebracht worden sei. Der Stier ist von dem reichlich über ihn gegossenen Opferöl ganz schwarz und soll nach Aussage der Brahmanen noch immer wachsen. Damit er aber nicht über das Dach hinauswachse, ist ihm ein grosser Nagel in den Kopf getrieben worden.

Ein mittlerer Gebäudezug scheidet den Tempelhof in eine nördliche und südliche Abteilung. Letztere enthält keine nennenswerten Gebäude, während im nördlichen Hof kleinere Tempel für Ganēsha und Subramanya stehen, dieser ein wahres Schmuckstück drawidischer Baukunst, wenn auch alles dem Haupttempel gegenüber in bescheidenen Dimensionen gehalten ist. An der äusseren Umfassungsmauer des Tempels läuft eine etwas erhöhte Säulenhalle hin, in welcher 120 steinerne Lingams (Sinnbild der Schöpferkraft Schiva's) aufgestellt sind. Es sind prellsteinartige, oben abgerundete Cylinder, die auf kreisförmigen, in der Mitte etwas vertieften Untersätzen stehen. Auch diese Steine werden mit Oel und Butter reichlich bedacht, so dass sie mehr wie Bronze aussehen. Die ganze Tempelanlage macht einen künstlerisch vorteilhafteren Eindruck, als das unruhige, über-

*) Ein Modell dieses Tempels aus Pflanzenmark befindet sich in unserer ethnographischen Sammlung.

ladene Schrirānga. Bei der Abwesenheit einer Tausendsäulenhalle und anderer störender Einbauten wirkt die mächtige Pyramide des Heiligtums wüchtig auf den Beschauer und verkündet weit ins Land hinaus den Ruhm Schiva's.

Wann wird die Zeit kommen, wo diese gewaltigen Monumente heidnischer Begeisterung ähnlich den Tempeln von Hellas und Rom ihre Anziehungskraft verlieren und der unflätige Schivadienst einer reineren Erkenntnis weichen muss?

Kleine Mitteilungen.

Kerguelenland. Die deutsche Südpolar-Expedition beginnt bekanntlich ihre eigentliche Thätigkeit im antarktischen Gebiet von Kerguelenland aus, indem sie nach Erforschung des westlich von dieser Insel belegenen Meeresteiles dem mystischen Terminationsland zusteuert, nach dessen Erreichung sie dem Bereich bekannter Gebiete gänzlich entrückt ist, denn weder bis zum Terminationsland, noch in die sonstige Umgebung ist jemals eine Expedition vorgedrungen, und nur den aus weiter Entfernung gemachten, höchst unsicheren Beobachtungen verdankt dieses auf der Südpolarkarte abgesetzte Land sein Dasein. Es bildet somit einen günstigen Umstand für die deutsche Expedition, dass ihr in Kerguelenland ein geeigneter Stützpunkt zur Verfügung steht, der eine sichere Rückzugslinie darstellt, und hier ist denn auch eine Zweigstation errichtet worden, an der während der Dauer der Thätigkeit der deutschen Expedition drei Gelehrte meteorologischen und erdmagnetischen Beobachtungen obliegen sollen. Die für diese Station erforderlichen Gebäude sind inzwischen errichtet worden. Wie eine dem deutschen Staatssekretär des Innern vom Generalkonsul in Sidney zugegangene Nachricht besagt, hatte der Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Tanglin“, der für diese Zwecke gechartert worden ist, am 12. Oktober v. J. von Sidney aus die Reise nach Kerguelen angetreten und dort seine Fracht gelöscht. Letztere bestand in den erwähnten Gebäuden, in Proviant und Kohlen, ferner in etwa achtzig sibirischen Hunden, die für Schlittenreisen bestimmt sind und unter Begleitung dreier Hundewärter von Kamtschatka nach Sidney gesandt worden waren, von wo dann der Weitertransport nach Kerguelen mit dem „Tanglin“ erfolgte. Sobald der „Gauss“ mit der deutschen Expedition bei der Insel eintrifft, werden Hunde und Begleiter übernommen, um zu Schlittenreisen auf dem antarktischen Festland Verwendung zu finden. Als der „Tanglin“ am 21. Dezember Kerguelen verliess, war die deutsche Südpolar-Expedition dort noch nicht eingetroffen; was indessen keineswegs auffallen kann, da der „Gauss“ nur langsam fährt und erst am 8. Dezember Kapstadt verlassen hatte.

Diese grosse, wenig beachtete Insel bietet somit jetzt ein besonderes Interesse. Sie wurde im Jahre 1772 von dem französischen Marineoffizier